DENKSTÜCK 05 · Dezember 2026

# Kann eine Maschine sehen, was ein Mensch werden könnte?

*Über künstliche Intelligenz und den pädagogischen Blick*

Thomas Damberger

Als der französische Schriftsteller und Philosoph Albert Camus im Jahr 1957 mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet wurde, lebte noch ein Mann, dessen Name vielen Menschen, die Camus' Bücher gelesen haben, nicht geläufig sein dürfte. Der Mann hieß Louis Germain und war Grundschullehrer. Camus wurde 1913 in Französisch-Algerien geboren. Der Vater fiel 1914, im ersten Jahr des Weltkriegs, die Mutter, Analphabetin und schwerhörig, arbeitete als Reinigungskraft, und die materiellen Verhältnisse, in denen Camus aufwuchs, waren äußerst bescheiden. Louis Germain war der Lehrer, der sich dafür einsetzte, dass der junge Albert eine weiterführende Schule besuchen konnte.[1] Was genau hatte dieser Lehrer in seinem Schüler gesehen?

Nun kann man sich durchaus die Frage stellen, ob nicht auch eine künstliche Intelligenz (KI), sofern ihr hinreichend Daten über die Leistungen, die soziale Herkunft, die Interessen etc. des jungen Albert zur Verfügung gestanden hätten, zu einer ähnlichen Empfehlung gelangt wäre. Interessant wäre in diesem Zusammenhang allerdings auch der umgekehrte Fall. Was wäre, wenn das Ergebnis der Auswertung all dieser Daten die Empfehlung gewesen wäre, Albert *nicht* auf eine weiterführende Schule zu schicken? Man stelle sich vor, der Lehrer hätte in der Auseinandersetzung mit dem Schüler etwas wahrgenommen, was ihn dazu veranlasst hätte, sich gegen die Empfehlung der KI zu entscheiden. Inwiefern könnte er eine solche Entscheidung begründen, wenn doch gerade das, was er da zu sehen meint, noch gar nicht wirklich ist?

Wir können die Leistung, die ein Schüler in Form einer Klassenarbeit erbringt, lesen und nach bestimmten Kriterien bewerten. Auch können wir aus einer ganzen Reihe derartiger Arbeiten auf die bisherige Entwicklung der Leistung und gegebenenfalls auf die weitere Entwicklung schließen. Es ist aber keineswegs ausgemacht, dass sich uns auf diese Weise die Möglichkeiten erschließen, die der Schüler als Mensch hat. Das mag zunächst seltsam klingen, denn was sollte uns die Leistung eines Menschen anderes zeigen als etwas von seinen Möglichkeiten? Und tatsächlich zeigt sie uns etwas davon; allerdings zeigt sie uns zunächst jene Möglichkeiten, die der Mensch bereits verwirklicht hat. Genau genommen ist es also nicht das Mögliche, sondern vielmehr das Wirkliche, was wir da sehen.

Jean-Paul Sartre hat in seinem 1943 erschienenen Opus magnum *Das Sein und das Nichts* auf eine Eigenart des menschlichen Seins hingewiesen. Im Gegensatz zu den Dingen, die uns in der Welt begegnen, ist der Mensch niemals ganz und gar das, was er ist.[2] Die Kaffeetasse, die in diesem Moment vor mir steht, ist eine Tasse. Ich, der ich diese Zeilen schreibe, bin Autor. Aber ich bin

keineswegs in dem Sinne Autor, in dem die Tasse eine Tasse ist. Ich kann mich dazu entscheiden, mit dem Schreiben aufzuhören und mich einer anderen Sache zu widmen. Die Tasse kann sich zu nichts entscheiden. Für Sartre ist es ein Nichts an Sein, das uns gewissermaßen von dem trennt, was wir jeweils aus uns gemacht haben. Es ist eben dieses Nichts, das uns zu Wesen macht, die sich auf ihre Möglichkeiten hin entwerfen können. Anders formuliert: Dass der Mensch niemals restlos das ist, was er ist, ist Ausdruck seiner Freiheit.

Entscheidend mit Blick auf die hier angestellten Überlegungen ist nun der Umstand, dass es nicht unerheblich ist, wie andere Menschen uns sehen. Der Pädagoge Werner Sesink beschreibt, was es für ein Kind bedeuten kann, von seiner Mutter gesehen zu werden. Wenn dieses Kind später in den Spiegel schaut, sieht es, so Sesink, sich selbst auch mit dem Blick der Mutter. Es sieht „das Sich-selbst-Voraus-sein in den noch unentdeckten und unerschlossenen Möglichkeiten, seinen noch unentwickelten Begabungen“.[3] Das Kind erfährt mithin etwas von seinen Möglichkeiten an einem anderen Menschen. Wobei es noch etwas hinzuzufügen gilt: Wie sich der andere Mensch zu dem Kind verhält, trägt ganz wesentlich dazu bei, welche Möglichkeiten das Kind überhaupt ergreifen kann. Der Blick, von dem Sesink spricht, erschöpft sich also nicht in einer – wie auch immer gearteten – Erkenntnis des Kindes.

Kehren wir zu Louis Germain zurück. Der Lehrer hat in Camus nicht den späteren Nobelpreisträger erkannt. Hätte er ihn erkannt, wäre das in der Tat eine außergewöhnliche prognostische Leistung gewesen. Was Germain tat, bestand vielmehr darin, etwas, das er in dem Jungen wahrgenommen hatte, zum Anlass zu nehmen, um ihm einen anderen Zugang zur Welt zu eröffnen. Damit hat er die Bedingungen, unter denen aus Camus etwas werden konnte, mitgestaltet. In gewisser Hinsicht hat Germain also selbst etwas zu der Möglichkeit beigetragen, die er in Camus zu sehen meinte.

Man könnte nun einwenden, dass auch eine KI dazu beitragen kann, die Möglichkeiten eines Menschen zu erweitern. Ein Programm könnte beispielsweise auf ein Förderangebot aufmerksam machen, das einem Lehrer bislang nicht bekannt war, oder auf Fähigkeiten eines Schülers, die dem Lehrer entgangen sind. Das wäre durchaus begrüßenswert. Es wäre auch nicht einzusehen, warum dem pädagogischen Blick eine grundsätzlich größere Treffsicherheit zukommen sollte. Nicht selten sehen wir in einem anderen Menschen vor allem das, was wir in ihm zu sehen wünschen. Die Sache, um die es hier geht, ist allerdings eine andere. Eine prognostische Aussage darüber, was unter bestimmten Bedingungen aus einem Menschen werden könnte, ist nicht gleichbedeutend mit der Bereitschaft, diesen Menschen bei einem Unterfangen zu unterstützen, von dem man nicht weiß, was daraus erwachsen wird.

Wenn wir den Blick auf die Bemühungen richten, mithilfe von KI Bildungsprozesse zu individualisieren, scheint mir die hier vorgenommene Unterscheidung durchaus von Bedeutung zu sein. Die Individualisierung eines Lernangebots auf der Grundlage von Daten kann dem Schüler sehr wohl dabei helfen, etwas zu lernen. Wenn allerdings aus dem, was dieser Schüler gelernt hat, immer wieder abgeleitet wird, was ihm als Nächstes begegnen soll, stellt sich die Frage, inwiefern er noch mit etwas in Berührung kommen kann, für das aus Sicht dessen, was man bereits über ihn weiß, wenig oder gar nichts spricht. Gerade dasjenige aber, womit ein Mensch bislang wenig anzufangen wusste, kann ihm im Zuge der Auseinandersetzung zu seiner eigenen Sache werden. Was ihm die Sache

bedeutet und was er im Zuge dessen an sich selbst erfährt, muss im Vorfeld weder für ihn noch für andere absehbar sein.[4]

Damit gelangen wir zu einer etwas eigentümlichen pädagogischen Konsequenz. Je besser wir in der Lage sind, zu prognostizieren, welche Entwicklung ein Mensch nehmen wird, umso bedeutsamer könnte es sein, ihm zu ermöglichen, eine ganz andere Entwicklung zu nehmen. Das heißt nicht, dass die Möglichkeiten eines Menschen umso größer sind, je weniger wir von ihm wissen. Es heißt vielmehr, dass das, was wir über einen Menschen wissen, nicht bereits darüber befinden sollte, welche Welt wir ihm eröffnen.

Interessanterweise wäre es, wenn Louis Germain im Falle des jungen Albert falschgelegen hätte, nicht unbedingt die falsche Entscheidung gewesen, ihm den Besuch einer weiterführenden Schule zu ermöglichen. Denn es ging in der Bildung dieses Menschen nicht darum, dass aus ihm ein Nobelpreisträger wird. Und eben darin liegt etwas, das wir in Zeiten, in denen wir uns anschicken, den Menschen zunehmend genauer zu vermessen, um seine Entwicklung immer besser abschätzen zu können, nicht aus dem Blick verlieren sollten: Es gibt einen Unterschied zwischen einem Menschen, von dem wir wissen wollen, was aus ihm werden wird, und einem Menschen, dem wir eine Zukunft zutrauen.

## ENDNOTEN

**[1]** Bakewell, Sarah. (2016). Das Café der Existenzialisten. Freiheit, Sein und Aprikosencocktails. München: C. H. Beck, S. 209 ff.

**[2]** Sartre, Jean-Paul. (2007 [1943]). Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 201.

**[3]** Sesink, Werner. (2002). Vermittlungen des Selbst. Eine pädagogische Einführung in die psychoanalytische Entwicklungstheorie D. W. Winnicotts. Münster, Hamburg, London: Lit, S. 96; vgl. auch S. 142.

**[4]** Vgl. Sesink, Werner. (2006). Bildungstheorie. Skript zur Vorlesung im SS 2006 an der TU Darmstadt, S. 20.

Denkstücke über technologische Entwicklungen, die grundlegende Fragen nach Mensch, Bildung und Selbstbestimmung aufwerfen.

damberger.org